

Dein Glück, es ist so fest und echt, Und wird dich oft betören; Der Schmerz verleiht dir erst ein Recht, Dem Leben zu gehören.

Schmerz ist das eine große Band, Das alle Welt umschlingen, Es macht den Besten dich verwandt, Die je gedacht, gerungen.

Anseinandergeliebt.

Novellette von E. Zoeller-Lionheart.

„Theo — dor — The — o — dor!“ Frau Malvine Helms Stimme schallte durchs ganze Haus, schließlich auch durch den Eingang des sonnengebadeten kleinen Gartens, in dem der Hausherr in träger Ruhe sich aufzuhalten pflegte.

In der Hängematte ausgestreckt, die Cigarette im Munde, ein Buch zum Schein in der Hand, konnte er halbe Tage so versäumen, zur ärgerlichen Verwunderung der immer thätigen Frau.

„Wo ist der Herr?“ fragte sie zunächst das herbeigeflügelte Hausmädchen, das sie erträunt anfragte.

„Wußte die gnädige Frau nicht, daß der Herr verreisen wollte?“

Nein, das hatte sie nicht gewußt, als sie vorgestern zu ihrer verheirateten Schwester in den Nachbarort fuhr, um dieser in schwerer Stunde nahe zu sein.

Kein Wort von einem Reiseplan war da gefallen. Daß er so plötzlich ohne jede vorherige Mitteilung abgereist war, schien unbegreiflich und — rücksichtslos.

Sie fühlte, wie ihr die Blutwelle hitzigen Temperaments in das hübsche Gesicht stieg.

Dieses überwallende Temperament, daß sie mit Theodor so häufig aneinander gerathen ließ in dem halben Jahr, das er mit ihr und den Kindern nun wieder unter einem Dach hauste!

Pflichtig wurde ihr kalt und sie erblickte.

Nach der Szene von vorgestern... Wenn er...

Sie flog die Treppentritte zu dem Zimmer im ersten Stockwerk hinauf, das er inne hatte.

Die gräßliche Unordnung, die ihrer strengen Ordnungsliebe so zuwider war, herrschte dort in noch erhöhtem Grade, denn alle Schulsäcke waren ausgezogen, und in wüstem Durcheinander lagen Kleidungsstücke und Bücher im ganzen Raum umhergestreut, mit jenem dicken, übertriebenen Tabaksqualm noch angefüllt war, der Veranlassung gewesen, daß die Eheleute getrennte Räume bewohnten.

Auf dem Schreibtisch befand sich ein Chaos umhergestreuter alter Briefe, unter denen sie ihre Handschrift erkannte.

Mechanisch griff sie nach einem, der oben auf lag, und in dem ein Satz in die Augen springend roth unterfingert war.

„Wir freuen uns unaussprechlich auf Dein Kommen und können die Zeit kaum erwarten, wo Dein Fuß über unsernes Hauses Schwelle schreiten wird.“

„Wie schön, wie glücklich wird sich unser gemeinsames Leben wieder gestalten! Wie werden die Kinder und ich alles thun, Dir das Heim zu einem Friedenshaften zu machen, in dem Du in unserer Liebe ausrufen sollst von den Stürmen und Kämpfen der Vergangenheit.“

„Ha, ha, ha!“ — stand mit seiner Handschrift darunter. Weiter nichts. Keine Mitteilung, keine Aufklärung seines seltsamen Vorgehens.

Hatte ihn etwas Unvorhergesehenes fortgerufen? Gab es in seinem vergangenen Leben, das er nun 22 Jahre allein geführt hatte, Geheimnisse? Oder — oder — hieß das Flucht?

Flucht? — Wovor? Frau Malvine wurde himmelangst. Wenn er sich ein Leids angethan? Wenn der Vorwurf, ihn in den Tod getrieben zu haben, zeitweilig auf ihrem Gewissen lasten sollte — wie sollte sie die Zukunft ertragen, wie vor seinen Kindern bestehen, die auch die ihren waren! Wie vor der Welt sich rechtfertigen — der sie vor einem halben Jahr ihre überschwängliche Freude kund gethan, als Aussicht war, daß Helms nach so ewig langer Trennung, müde des Alleinseins, nun in den Schooß seiner Familie zurückkehren wolle!

Und während die Frau ratlos in dem verwinkelten Zimmer ihres Mannes umherläuft, rollt sich die Vergangenheit nochmals vor ihr auf, und die Erinnerungsbilder gewinnen so lebendige Gestalt, daß der Angstschweiß ihr wieder auf die Stirn tritt, wie an jenem Abend, wo sie verzweiflungsvoll schluchzend an seinem Hals hing.

Da hatte er noch einmal im Abschiedsweh die dringende Aufforderung an sie gefleht:

„Komm mit, Malvine, oder komm doch wenigstens nach, wenn ich drüben festen Fuß gefaßt habe.“

Nebraska

Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 13. Januar 1905

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 25 No. 20.

Zum Mitgehen in die ungewisse Zukunft, nachdem er in den ersten Jahren ihrer Ehe durch Unglück und eigene Schuld geschäftlichen Schiffbruch erlitten, fehlte ihr der Muth.

Und — bis er nach unsäglichen Kämpfen etwas festen Fuß jenseits des Meeres gefaßt, waren so viele Jahre vergangen, daß die brennende Sehnsucht längst schlafen gegangen, sie aufgeschöpft hatten, sich ein Bedürfnis zu sein, und aus der kleinen, weichen, nachgiebigen Frau eine energiegelbe Lebenskämpferin geworden war, die sich selbstbewußt und rühmig durch eine geschickte geleitete Privatbank eines hervorragenden Operateurs das Brod für ihre Töchterchen und die nachgeborenen Zwillingsschwägerlinge verdiente.

Mehr als das Brod noch. Ihrer Umsicht war es im Laufe dieser vielen Jahre gelungen, nicht nur den Kindern eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen, sie hatte ihr Institut zu einer solchen Höhe und einem solchen Ruf gebracht, daß sie vor nun zwei Jahren es glänzend verkaufen und sich in das Privatleben zurückziehen konnte.

Als nun Helms nach Erlangung eines nicht unbeträchtlichen Erbes das Verlangen äußerte, nun auch seinerseits sich zur Ruhe zu setzen, war nichts natürlicher, als die Wiedervereinigung der zerprengten Familie.

Das Wiedersehen, dem alle so freudig entgegenzusehen, brachte allseitige Enttäuschung.

In Theodor Helms Erinnerung lebte die kleine anscheinende, fügsame Frau, für die er die Autorität gewesen. In ihrer der feingebildete, abgeschlossene, ritterlich rücksichtsvolle Mann, dem sie gern zu Gefallen gelebt hatte.

Eine fest und bestimmt auftretende, des ruhigen Befehls gewohnte Matrone — ein etwas verrohter, lach und arbeitsmüde gewordener, früh gealterter Mann standen sich dort gegenüber, und die erwachsenen Kinder kennen auch den richtigen Ton dem entfreundeten Vater gegenüber nicht finden, der sich herausnahm, sie zu kritisieren, oder gar Anordnungen treffen wollte, die ihren Gewohnheiten widersprachen.

Deutliche Aufsehnungen verhinderte wohl ihre Wohlgezogenheit, aber passivem Widerstand begegnete er täglich.

„Wie er sich verändert hat,“ dachte Frau Malvine seufzend.

„Wie verwandelt und getauscht,“ waren seine Gedanken über sie, und wenig respektvoll setzte er hinzu: — „Die kleine, süße, weiche Frau ist zur ungemüthlichen Strahbüchse geworden und — die Regelmäßigkeit, die sie in allem verlangt, für einen freien Mann „a bore“, wirkliche Last.“

Als Emmi, seine einzige Tochter, nun einen Offizier aus altpreussischer Familie als ihren Verlobten ins Haus brachte, war vollends alles Verhältniß zwischen dem freien „Ameritaner“, der in schonungsloser Weise seine Ansichten über deutsche und militärische Verhältnisse kund that, und seiner Familie gestört, und als er gar sein Veto dagegen einlegen wollte, daß die Söhne die militärische Laufbahn zu ergreifen entschlossen waren — brach der Krieg im Hause Helms offen aus.

„Darüber hat nur Mutter zu entscheiden, die uns erzogen und bis hierher ohne jede Unterstützung gebracht hat,“ rief kühn der Vorkämpfer der Zwillinge, der stets schlaue Clemens, während Otto sich damit begnügte, den Vater in trotziger Herausforderung anzubliden.

„Und das gibst Du zu,“ ruft Helms empört, „daß die Jungen es wagen, mir den Gehorsam aufzukündigen?“

Sie zuckt die Achseln und sagt gelassen:

„Ja, Theo, was soll man dazu thun! — Die Kinder haben sich nicht gewöhnt, in Dir denjenigen zu leben, von dem sie abhängen, der ihnen eine Autorität ist, dem sie etwas sind und der — ihnen etwas ist!“

„Wie es scheint, in Dir auch nicht!“ ruft er erbittert.

Sie lenkt das Haupt.

„Ich hatte mich so auf Dich gestreut, Theo,“ und dann fällt seufzend zum ersten Male das bedeutungsvolle Wort:

„Wir haben uns alle auseinander geliebt und finden uns schwer wieder in einander zurecht.“

Haben sie sich denn redlich Mühe dazu gegeben?

Die Frau in ihrer Seelenangst legt sich jetzt zum ersten Mal ehrlich die Frage vor.

Mürrisch hat sie all die Unbequemlichkeiten ertragen, die ihr durch das Nebeneinanderleben mit dem Entfremdeten entstanden. Die Kinder haben bald das Haus verlassen, und sie sind sich nicht ein Jota dadurch näher gerückt, daß Emmi verheiratet, die Söhne in der Armee sind.

Wäre sie damals mit ihm gegangen, wäre sie ihm in die Fremde gefolgt, hätte sie sein Leben getheilt, mit ihm schaffend und sich mühend, der klaffende Riß wäre nie eingetreten, den nichts mehr zusammenfügen kann.

„Nichts?“ — Da schließt die Hausthürglocke, Unheil verkündend.

Sie stürzt hinunter. Da bringen ihn vier Männer mühsam schleppend aus dem Krankenzwagen. Ein Arzt bewacht den traurigen Zug.

Die Beine schlottern kraftlos. — Das Gesicht ist todtenfahl.

„Ist vom Automobil überannt worden, als er an der Eisenbahn aus der Droschke stieg. Nothverband bereits angelegt. Verlangte durchaus nach Hause,“ erklärte der Arzt kurz.

„Schlimm?“ fragte sie athemlos. Er zuckt die Achsel. „Innere Verletzung durch den Sturz. Ist noch nicht zu beurtheilen.“

Sie haben ihn gebettet. Nicht in seinem verwinkelten Zimmer, sondern in ihrem sonnigen, freundlichen Gemach, zu dem sie selber die Thür ihnen aufgerissen.

Aus bleichem Lebensgesicht sieht er sie dankbar lächelnd an.

„Da ich Dir eine Last war, wollte ich auf und davon,“ hauchten seine fahlen Lippen. „Gott hat es anders gewollt. Nun möchte ich zu Hause bei Dir wenigstens sterben.“

„Nein, leben,“ flüstert sie mit angst-erfülltem Blick. „All ihre Jugendliebe ist aufstanden unter der Hölle dieses Augenblicks. Sie weiß, daß es eine Brücke hinüber gibt in die Vergangenheit — die Erinnerung an vergangenes Glück, und — in die Zukunft: Der feste Wille, sich wieder in einander zurecht zu finden.“

Und sie beugt sich über ihn mit unsäglich liebevoller Milde und flüstert ihm trostreiche, aufmunternde Worte zu, von Pflege und Gesundwerden bei den Seinen und — daß er hierher gehöre für Zeit und Ewigkeit und — daß sie sich einander fügen und schiden werden in Nachsicht und Geduld, bis aus dem Auseinanderleben ein ungetrennbares Zueinanderleben geworden — wie einst im Lebensmait.

Der Vorschuffser.

Humoreste von Karl Pauli.

Theobald Klinkert war ein guter Schauspieler, aber er litt an einer Manie, er konnte die Gage nicht leiden, er wollte nur Vorschuff, Gage war ihm etwas Widerwärtiges, Verhättes, für den Vorschuff dagegen ließ er sein Leben. Vorschuff ist alles, pflanze er zu sagen, Vorschuff ist ein Zeichen des Vertrauens, eine Gewähr der Gesundheit, eine Vertrauensnote auf das Talent, ein Beweis der Existenzberechtigung. Vorschuff ist das einzig Menschenewürdige in der ganzen Interessensphäre dieses schluchwüthig nachthlichen Gewerbes. Er nannte das Theater nie anders als „das schluchwüthig nachthliche Institut“, seinen Beruf aber „sein schluchwüthig nachthliches Handwerk“, und Weides, behauptete er, könnte ihm nur Vorschuff, Vorschuff, ungezügelter, unermessener Vorschuff einermachen versüßen. Er war eben Vorschuffser und trieb die Fererei so weit, kein Engagement anzunehmen, in welchem ihm nicht ein fortlaufendes, auskömmlicher Vorschuff zugesichert wurde, ja man sagt sogar, er habe ein glänzendes Engagement an einem ersten Hoftheater, welches ihm einen lebenslänglichen Kontrakt bot, nur deshalb gelöst, weil man ihn nicht mit lebenslänglichem Vorschuff engagieren wollte.

Am liebsten war es ihm, wenn er in einem Engagement immer Vorschuff und niemals Gage erhielt. Der Gagetag ist nur zum Quittieren da, behauptete er, wer am Gagetag Gage bekommt, ist kein Künstler.

Aber wo viel Licht ist, ist viel Schatten, wenn es Schauspieler giebt, die nur Vorschuff nehmen, giebt es auch Direktoren, welche niemals solchen bewilligen. Ein solcher Direktor war Direktor Gabriel Tigerwald.

Direktor Gabriel Tigerwald war ein Mann mit strengen Grundsätzen, einer jener Leute, die die Arbeit um der Arbeit wegen lieben, die sich stets mit etwas beschäftigen, weil sie von dem Grundsatz ausgehen, jede Beschäftigung sei nützlich — (worin sie sich allerdings oft täuschen). Unter den Landeuten nennt man solche Leute Raderbauern, wie man sie beim Theater nennt, weiß ich nicht, vielleicht nur Rader. Direktor Gabriel Tigerwald war nicht aus dem Künstlerland herübergewandert und hatte infolgedessen für die kleinen Leidenenschaften der Künstler wenig Empfindung, gar keine aber für Klinkert'sche

Vorschufferei. Nach seiner Meinung genügte es nicht, ein guter Schauspieler zu sein, er verlangte vor Allem, daß sich der Künstler auch als weiser und sparsamer Bürger betätige, und aus diesem Grunde gab er nie Vorschuff, nie, unter keiner Bedingung. „Wenn ein Schauspieler mit seiner Gage nicht auskommt,“ war seine stete Redensart, „wie will er dann Vorschuff abbezahlen.“

Noch schwebt ein düsteres, unergründliches Geheimniß über der Stunde, welche die beiden so verschieden angelegten Naturen zusammenführte, beide hatten sich getäuscht und als beide den Fehler einsehen, den sie begangen, war es zu spät, ihn gut zu machen.

Einstweilen war der Direktor der vom Glück Begünstigte; siegreich hatte er jeden Versuch Klinkert's, irgend welchen Vorschuff zu bekommen, abge schlagen, und weder List noch Gewalt hatten ihm auch nur das kleinste „a conto“ zu entreißen vermocht.

Zäheknirschend ertrug Klinkert den unabwendbaren Zustand, rachebrütend fügte er sich in das Unvermeidliche; aber er gab die Hoffnung nicht auf, daß er endlich doch siegen werde, und wartete mit zarter Geduld auf die rechte Stunde. Und sie kam, diese rechte Stunde, zwar etwas spät, aber sie kam doch.

Man bereite eine Premiere vor, eine Premiere, von welcher für den Direktor Tigerwald bedeutend mehr abhing, als das bloße Gelingen einer Vorstellung; nach dieser Premiere sollte es sich entscheiden, ob er auf's Neue für fünf Jahre zum Direktor des Theaters gewählt werde.

Diesen Zeitpunkt hatte Klinkert abgewartet und sich einen sehr teuflichen Plan ausgedacht.

Am Nachmittag jenes Tages, an dessen Abend die vielbedeutende Premiere stattfinden sollte, ließ er sich bei Direktor Gabriel Tigerwald melden.

Der Direktor wollte ihn anfangs nicht empfangen, die Premiere beschäftigte ihn zu sehr, aber Theobald Klinkert bestand darauf, vorgelassen zu werden, er habe den Direktor in einer äußerst wichtigen Angelegenheit zu sprechen, und so wurde er endlich angenommen.

Direktor Tigerwald empfing den Künstler nervös und zerkürrt.

„Womit tann ich dienen, bitte?“ rief er dem Eintretenden entgegen, „nur rasch, wenn ich bitten darf, ich habe gar keine Zeit!“

„Herr Direktor!“ begann mit gemessener Stimme der Schauspieler, „Sie werden sich jedenfalls denken können, was mich zu Ihnen führt!“

„Nein, das kann ich mir nicht denken!“ entgegnete der Direktor ungeduldig, „und muß Sie schon bitten, mit Ihrem Wunsch so rasch wie möglich zu nennen, da ich, wie Sie wissen, sehr beschäftigt bin!“

„Also Sie können es sich nicht denken?“ fragte der Künstler mit gekünstelt verlangsamter Sprechweise, „hm, hm, das wundern mich eigentlich denn —“

„Bitte, wundern Sie sich ein andermal,“ unterbrach der Bühnenleiter gereizt den Sprechenden, „bitte, sagen Sie kurz und bündig, was Sie von mir wünschen — sonst — Sie müssen schon entschuldigen, bin ich genöthigt, mich Ihrer Gesellschaft zu entziehen!“

„Wie Sie wünschen, Herr Direktor!“ erwiderte Klinkert etwas rascher als vorher. „Also kurz und bündig: ich bitte um dreihundert Mark Vorschuff!“

Ein heimliches Lächeln spielte um die Lippen des Bühnenschefs.

„Sie haben einen schlechten Tag gewählt, Herr Klinkert!“ sagte er, „heute dürften Sie doch am wenigsten kommen!“

„Mir blieb keine Wahl, Herr Direktor, ich konnte mir den Tag nicht aussuchen, ich muß den Vorschuff haben.“

„Wozu das alles, Herr Klinkert, ob Sie müssen oder nicht, Sie wissen, ich gebe keine Vorschuff!“

„Heute werden Sie eine Ausnahme machen, Herr Direktor!“

„Ich mache nie Ausnahmen!“

„Herr Direktor, ich sage Ihnen —“

„Sparen Sie jedes Wort, Herr Klinkert!“ unterbrach der Direktor den Sprechenden, ich gebe keinen Vorschuff, das wissen Sie, und damit ist die Sache für mich erledigt! — Kann ich sonst mit etwas dienen?“

„Also Sie geben mir die dreihundert Mark nicht?“

„Nein!“

„Wissen Sie, was ich dann thue?“

„Sie erschließen sich!“ rief der Direktor lachend.

„Oder hängen sich auf!“

„Noch weniger!“

„Na, dann weiß ich nicht!“ versetzte der Direktor; „im Uebrigen thun Sie, was Sie wollen!“

„Das werde ich auch!“ rief der Schauspieler ergrimmt, „und wissen Sie, was ich thun werde?“ — Ich spiele heute Abend nicht!“

Der Direktor starrte dem Schauspieler eine Sekunde lang entsetzt ins Gesicht, aber er faßte sich bald.

„Das werden Sie sich doch wohl noch sehr überlegen!“ sagte er langsam.

„Ich habe überlegt!“ rief der Künstler kurz.

„Wissen Sie, daß Sie Ihre Stellung auf's Spiel setzen?“

„Was liegt mir an einer Stellung ohne Vorschuff?“ Ich muß das Geld haben!“

„Wissen Sie, daß Sie Ihre ganze Zukunft gefährden, Ihre ganze Karriere?“

„Was frage ich danach!“

„Nun, mein lieber Herr Klinkert, ich weiß, daß Sie ein viel zu pflicht-treuer Mensch, ein viel zu gewissenhafter Schauspieler sind, um sich etwas Derartiges zu Schulden kommen zu lassen, ganz abgesehen von den Folgen, die eine derartige Handlung für Sie haben kann — ich werde es sehr ruhig abwarten, ob Sie Ihre Pflicht erfüllen oder nicht.“

„Thun Sie das nicht, Herr Direktor.“

„Doch, doch!“ rief der Künstler.

„Nun gut!“ rief der Künstler, „dann gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich heute Abend nicht spiele!“

Der Direktor wurde blaß. „Das ist eine gemeine Erpressung!“ rief er.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen!“ entgegnete der Schauspieler, „ich muß meinen Vorschuff haben!“

„Sie wissen, was für mich das Gelingen der heutigen Premiere bedeutet!“

„Was kümmert mich das!“

„Meine Zukunft als Direktor steht in Frage!“

„Und meine als Mensch, wenn ich keinen Vorschuff bekomme!“

„Aber nehmen Sie doch Vernunft an, lieber Klinkert!“

„Aber nehmen Sie doch Vernunft an! Was liegt denn an dreihundert Mark? Auch kann ich nicht mehr zurück, ich gab Ihnen bereits mein Ehrenwort!“

„Ich gebe es Ihnen zurück!“

„Ich will es nicht zurück, im Gegentheil ich wiederhole es!“

„Schuft!“ tuerte der Direktor in sich hinein, dann trat er zum Geldschrank, rief drei Hundertmarkscheine aus der Papiergeldmappe und warf sie auf den Tisch.

„Hier!“ rief er, „geben Sie die Quittung dem Sekretär! Adieu, Herr Klinkert!“ Er wendete dem Schauspieler den Rücken und blickte durch's Fenster auf die Straße.

Die von der Gutsderrin, der Königin, und dem Gutsderrn, dem Prinzen Heinrich, und den übrigen Fürstlichkeiten erwartet wurden. Die erste Entebinderin trat dann mit den jungen Mädchen vor die Königin und überreichte mit einem Gebüch die Krone. Darauf wurden sämtliche Fürstlichkeiten von den Mädchen „gebunden“, d. h. man streifte ihnen einen Ehrenkranz über die Hände; wollten sie wieder loskommen, dann mußten sich die Herrschaften mit einem Geldgeschenk freikaufen. Dies ist ein alter medlenburgischer Brauch, der sonst nur während der Ernte auf dem Felde stattfindet; weil aber die Herrschaften zur Erntezeit nicht in Dobbinn waren, so wurde er jetzt nachgeholt. Dann wurde unter fortwährendem Streichen der Sense das Schnitterlied „Wir Mäher sind lustig und freudig in's Feld“ gesungen. Der Königin und den anderen hohen Herrschaften bereitete dieser Volksbrauch sichtlich Vergnügen. Dann bewegte sich der ganze Zug nach dem Kornboden, wo zuerst getafelt wurde, und dann folgte der Erntetanz. Auch dort waren die Königin mit Gemahl und Gefolge zugegen. Auf Wunsch der hohen Frau mußten die jungen Leute alle einheimischen Volkstänze, wie den Besentanz, den Weberanz, den Regel u. s. w. tanzen, die zum Theil außerordentlich figurenreich und abwechslungsreich sind und in dieser Hinsicht einen Vergleich mit holländischen Tänzen nicht zu scheuen brauchen. Auch Singspiele wurden aufgeführt, wie das durch den Woffschloßen Bauernabend bekannte: „Kumm tau mi, kumm tau mi, id bünn man allein!“ Ebenso mußten die Schulmädchen singen und spielen. Uebers betrahen die hohen Herrschaften nochmals den Kornboden und sahen mit sichtlichem Vergnügen dem Tanze zu.

Der Freitag als Unglückstag.

Unter Seelenen gilt bekanntlich der Freitag für einen Unglückstag, an dem sie nicht gern irgend ein Unternehmen beginnen. Um diesem Aberglauben entgegen zu arbeiten, ließ ein englischer Aebder eine Brigg erbauen, die er „Freitag“ nannte; der Kiel wurde an einem Freitag gelegt, an einem Freitag wurde sie vom Stapel gelassen, an einem Freitag segelte sie ab mit einem Kapitän namens Freitag und hatte eine vorzügliche Fahrt gemacht. Ein weiteres unabweisbares Argument gegen die unglückliche Bedeutung des Freitags kann man in den geschichtlichen Thatsachen erblicken: An einem Freitag, 3. August 1492, trat Columbus seine große Entdeckungstour an; an einem Freitag, 12. Oktober desselben Jahres, erblickte er zum ersten Male Land; abermals an einem Freitag, 4. Januar 1493, trat er seine Rückreise nach Spanien an; an einem Freitag endlich, am 15. März 1493, traf er wohlbehalten in Palos ein.

Ins Album der Frau.

Um die Einsamkeit ist's eine schöne Sache, wenn man mit sich selbst im Frieden lebt und was Bestimmtes zu thun hat.

Goethe (an Frau von Stein).

Mit Bitten herrscht die Frau, und mit Befehl der Mann: Die eine, wenn sie will, — der andre, wenn er kann.

Job. Chr. Rost.

Ch' stand ist Weh' stand auch in der Kunit; Drum sind Dilettanten glückliche Leute: Sie genießen der Mufen Gunst Wie ein Stellbildein ewiger Braute.

Paul Deshe.

Zimmer derielbe.

Gast: „Was sehe ich, Herrn Kommerzienraths Bart Schmidt auch ein Bismardstandbild?“

Kommerzienrath: „Ja, ich wollte eben meinen eigenen Bismard haben.“

Durchschaut.

Herr: „Nun, haben Sie Ihr Examen bestanden?“

Student: „Bitte, bekümmern Sie sich um Ihre eigenen Sachen.“

Herr: „Thut mir äußerst leid, daß Sie solches Pech hatten.“

Berechtigter Verdacht.

„Der Meteorologe Krichel hat für dieses Jahr einen harten Winter prophezeit.“

„Na, wenn den nur nicht sein Schwiegerbater, der Kohlengroßhändler Siller, dazu überredet hat.“

Seimgesicht.

Schweizer: „Und dann gönnnd Sie acht, wenn Sie uf St. Galle chömmen, do git's licht Brüggel!“

Berliner: (spöttisch): „Sie sprechen wohl aus Erfahrung, was?“

Schweizer: „Jo frill — i ha au scho usthoell.“

Letzter Auftrag.

Student (der sich mit einem Bekannten in der Aneipe abgesprochen hat): „Mein Freund scheint ja schon betrunken zu sein?“

Kellner: „Ja, er hat lange auf Sie gewartet... ich soll Sie grüßen!“

Zweckloses Dasein.

Leutnant: „Echtern Sie sich zum Kluck, Sie Geldack — Sie!“

Geldverleiher: „Na, na, was wären Sie, wenn Berthold Schwarz nicht das Schießpulver erfunden hätte!“